

Unsere Träume können wir erst dann verwirklichen, wenn wir
uns dazu entschließen, einmal daraus zu erwachen.

Josephine Baker

April 1956

Ein junger Sonnenstrahl durchdrang das Ostgiebelfenster des seit fünf Generationen von der Familie Hoffmann bewohnten Bauernhauses, bis er an der lichten Gestalt im Goldrahmen über Johannas Nachttisch hängen blieb. Ein Engel schwebend über einem Kind auf einer Gebirgsbachbrücke. Johanna, auf der linken Seite des Doppelbettes liegend, blätterte im Geiste im Kalender und rechnete: Eigentlich war seit vorgestern ihre Monatsblutung fällig. Wann war das auf der Getreidekiste gewesen? Konnte da etwas passiert sein?

„Bist du schon wach?“

Beim Klang von Mutters Stimme erschrak sie. Sie wollte den Kopf nicht nach links drehen, nicht in das Gesicht ihrer Mutter Antonia schauen. Seit ihr Vater Ernst nicht aus dem Krieg heimgekehrt und vor elf Jahren für tot erklärt worden war, schlief sie Nacht für Nacht neben der Mutter. Johanna fühlte sich wohl in diesem Raum mit den beiden Engelbildern links und rechts der Betten. Sie mochte die abendlichen Gespräche mit der Mutter, die nur siebenundzwanzig Jahre älter als sie selbst war. Sie konnten über vieles reden und lachen. Manchmal erzählten sie sich Witze, bis eine an der mit der Schlafzimmerlampe verbundenen Schnur zog und das Licht ausknipste. Nur eines blieb außen vor: Geschlechtlichkeit. Dafür fehlten ihnen die Worte. Jetzt wollte sie ihrer Mutter auf keinen Fall in die Augen sehen. Was würde die Mutter, Ende dreißig zur Witwe gemacht, die sich nie wieder einem Mann genähert hatte, zu ihr sagen? Was würde die Großmutter, der Großvater, der Bruder sagen?

Mit einem knappen „Ja“ beantwortete Johanna die mütterliche Frage, sprang aus dem Bett, streifte ihr Nachthemd über den Kopf, zog eilig Rock und Bluse an, die ordentlich über dem Stuhl rechts des Kleiderschranks hingen, band sich das blaue Kopftuch um die halblangen Haare und war aus dem Zimmer verschwunden, noch ehe Antonia sie in ein Gespräch verwickeln konnte. Ihre Schritte knarzten auf den Stufen der Holztreppe, die in das untere Stockwerk des Hauses führten. In der Küche begegnete sie ihrer Großmutter, die am Spülstein stand. „Großvater ist schon im Stall.“

Johanna nickte stumm, vermied auch hier den Blickkontakt, entwich durch die hintere Küchentür, zog ihre festen Schuhe an, ging vorbei an der zur rechten Hand liegenden Waschküche und dem Abort Richtung Kuhstall. Bevor sie mit Melkeimer und Melkstühlchen den Stall betrat, fiel ihr Blick auf die zwei Meter lange Futterkiste an der rechten Wand des überdachten Hofes, unter deren Deckel Getreide für das Vieh lagerte. Nur nicht daran denken!

Im Stall mit der niedrigen Decke und den weißgekalkten Wänden umfing sie der Duft von frischem Gras und Kuhdung. Der Großvater, der bereits Grünfutter in die Futterkrippen der vier Milchkühe gegabelt hatte, war nicht zu sehen. Vielleicht war er nebenan im Pferdestall bei Arthur und Fritz. Die beiden unermüdlichen Arbeitspferde waren sein ganzer Stolz. Johanna tätschelte den Fellrücken der ersten Kuh. „Liesel, mach mal Platz.“ Während sie abwechselnd mit der rechten und der linken Hand am Euter zog, ihr Kopftuch an Liesels warmen Kuhbauch drückte, dachte sie an Peter. Wie sie den sieben Jahre Älteren drei Jahre zuvor kennengelernt, wie er sie beim Tanzen fest an sich gedrückt hatte.

War das Liebe, was sie verband? Sie liebte es, mit Peter zu tanzen. Sie liebte es, sich an seine Brust zu schmiegen und von ihm geführt zu werden. Sie liebte seine Stimme. Sie liebte es, wenn er sang. *Dein ist mein ganzes Herz. Wo du nicht bist, kann ich nicht sein.*

Sie liebte seine Geselligkeit, das Zusammensein mit ihm und seinem Freundeskreis. Aber reichte das? War das Liebe?

Mai 1956

An einem Freitagabend Mitte Mai, als die Kühe versorgt und alle Hausarbeiten getan waren, trat Johanna in ihrem weit geschnittenen Frühlingsmantel aus der Haustür. Noch im Hellen wollte sie das von jungen Obstbäumen umgebene Bienenhaus erreichen, das sich oberhalb des Dorfes an einen Wiesenhang schmiegte.

Dass sie mit niemandem sprechen konnte, machte sie fast krank. Da und dort auf ihrem Weg die Hauptstraße entlang traf sie auf bekannte Gesichter, grüßte freundlich, ihre Miene zeigte jedoch, dass sie in Eile war. Vorbei am Sägewerk und am Schwesternhaus, wo sie

bei den Nonnen die Nähsschule besucht hatte. Schwester Otilie, bei ihr hatte sie Schneidern gelernt, war sie unendlich dankbar. Und ihrer Großmutter Auguste. Fleiß sah ihre Großmutter als höchste Tugend an. Fleißig wie die Bienen, die aus vielerlei Blumen Nektar sammeln für ihr Volk, sollte sie sein.

Sprichwörtliche Wendungen der Großmutter hatten Johanna geprägt: „Müßiggang ist aller Laster Anfang“, „Morgenstund hat Gold im Mund“ oder „Ohne Fleiß kein Preis“. Wer fleißig war, konnte von ihrer Großmutter, die Geld und Familie zusammenhielt, alles bekommen.

Und fleißig war Johanna. Als Kriegskind, aufgewachsen ohne Vater, hatte sie früh gelernt, den Erwachsenen beizuspringen. Mit einundzwanzig Jahren verfügte sie über kein eigenes Einkommen, doch die Großmutter zeigte sich großzügig, wenn sich Johanna Stoff für neue Kleider kaufen wollte. Auch den leichten Mantel, den sie trug, hatte sie selbst geschneidert. Doch heute Abend pochte ihr Herz nicht vor Glück und Dankbarkeit. Ein Alb der Beunruhigung lag auf ihrer Brust und erschwerte ihr den Aufstieg zum Galgenberg, dem heimatlichen Hügel über dem Dorf. Wieso war sie so unvorsichtig gewesen? „Du dumme Gans, du dumme Gans“, hämmerte es in ihr. Und dann bittend: „Lieber Gott, lass es nicht zu, lass es nicht zu.“

Nach dem letzten Haus, auf der Kuppe, die die Gemarkungsgrenze zwischen Löwenau und Peters Dorf Hohental bildete, bog sie auf den schmalen Weg ein, der direkt zum Bienenhaus ihres Großvaters führte. Seit letztem Sommer trafen sich Johanna und Peter hier regelmäßig. Das hölzerne Haus, das sie mit den Bienen teilten, bot ihnen die Gelegenheit für Zweisamkeit, die sie sonst vermissten. Vorne flogen die Bienen ein und aus, während sie sich im hinteren Teil zärtlich umarmten, ohne sich von der Enge, gedrahteten Rähmchen, Mittelwänden, Stockmeißel, Wabenheber oder Bienenbesen stören zu lassen.

Die untergehende Sonne spiegelte sich im Chrom der Adler M 200, an die sich Peter lässig lehnte und eine Zigarette rauchte. Peter war der Jungbauer, den es leidenschaftlich vorwärts drängte, wie von

einer unsichtbaren Maschine angetrieben, der die neue Technik nutzen wollte; der von allem, was einen Motor besaß und die Arbeit erleichterte oder einen schneller von einem Ort zum nächsten brachte, begeistert war. Während Johanna auf Peter zuschritt, gingen ihre Gedanken rückwärts.

Sie erinnerte sich, wie er sie zum ersten Mal zu einer Spritztour aufgefordert und sie hinter ihm auf dem Sozius Platz genommen hatte. Sie hatte ihre Arme um seine Taille geschlungen, ihre Wange an das glatte Leder seiner Jacke geschmiegt, seinen Geruch eingesogen und seine Wärme gespürt. Er hatte Gas gegeben, und sie waren auf und davon geflogen. Hatte der Rausch der Geschwindigkeit verursacht, dass dieses Bild in ihr aufgestiegen war? Plötzlich hatte sie ihren Vater gesehen, wie er mit ihr und ihrem Bruder Konrad einen Drachen mit einem langen Papierschweif in die Lüfte steigen ließ.

Als Peter sie erblickte, glitt ein breites Lächeln über sein von der Feldarbeit gebräuntes Gesicht. Genau wie damals, als sie vom Sozius geklettert war und auf seine Frage, wie sie sich bei ihrer ersten Motorradfahrt gefühlt habe, geantwortet hatte: „Wie ein Drache im Wind.“

Er warf seine Zigarette auf den Weg, trat diese mit dem Absatz aus, ging Johanna wiegenden Schrittes entgegen, umarmte und küsste sie. „Komm“, sagte er, nahm ihre Hand und zog sie in Richtung des inmitten eines gelben Butterblumenmeeres liegenden Bienenhauses.

„Warte!“ Sie befreite sich von ihm und verschränkte die Arme vor der Brust. „Wir müssen reden!“ Hier oben auf der Grenze ihrer beiden Heimatorte konnte sie endlich loswerden, was ihr seit Tagen auf das Herz drückte. „Ist es möglich, dass wir nicht genug aufgepasst haben?“

Er runzelte die Stirn und schien nicht zu begreifen.

„Meine Regel ist ausgeblieben.“

„Wie lange bist du über die Zeit?“

Johanna tupfte mit der Schuhspitze auf ein Grasbüschel. „Schon sechs Tage.“

Er fasste nach ihrer Hand. „Das hat noch nichts zu sagen.“

„Und wenn doch?“

„Wir könnten heiraten“, sagte er, zaghaft lächelnd.

„Wie soll das gehen? Du hast nichts und ich habe auch nichts!“, brauste sie auf und entzog ihm ihre Hand. In Johannas Ohren dröhnten all die Klagen, die Peter über seinen Vater geführt hatte. Luitpold, der über den Fortschrittsglauben seines Sohnes spottete, dem er jede Entscheidung für eine technische Neuerung – Peter hatte als Erster im Dorf einen Traktor angeschafft – zäh abringen musste, obwohl die Hauptarbeitslast auf Peters Schultern lag. Luitpold, der erst nach harten Verhandlungen zugestimmt hatte, dass Peter auf einem Acker Braugerste anpflanzen durfte, um sich von deren Erlös für 1750 Deutsche Mark ein Motorrad zu kaufen.

„Das Motorrad ist das Einzige, was dir gehört. Auf allem anderen steht der Name deines Vaters.“ Obwohl sie sah, wie er zusammenzuckte, schob sie Mit-einem-Motorrad-kann-man-keine-Familie-ernähren hinterher. Wie redete sie mit ihm? Wie ein Terrier hatte sie ihn angekläfft! Brennende Schamröte ließ sie den Blick senken.

Den Moment des Schweigens brach ein Amselmännchen, das auf einem aufstrebenden Ast eines jungen Birnbaums in der Nähe des Bienenhauses saß und sein Lied in den Abendhimmel zwitscherte. „Wir werden einen Weg finden“, sagte Peter.

„Hast du keine andere Idee?“ Johanna hob den Kopf und schaute in seine dunklen Augen.

„Was meinst du?“

„Ich habe gehört, heiße Bäder sollen helfen. Morgen ist Badetag. Da fällt es nicht auf, wenn ich heißes Wasser einfülle und mich in die Wanne setze.“

Peter griff erneut nach ihrer Hand. „Ich habe gehört, Rotwein vermischt mit Eierschalen könnte auch helfen.“ Ihre Hand blieb in seiner Hand liegen.

Aus der Zinkwanne stiegen Dämpfe auf und röteten ihr Gesicht. Johanna, die genauso schwitzte wie die Wände der Waschküche, beugte sich über die auf einer Holzbank stehende Zinkwanne und rubbelte weiße Unterwäsche auf dem Waschbrett. Wie gerne hätte sie Blutflecken aus ihren Unterhosen gerubbelt, doch all ihre Versuche waren fehlgeschlagen. Das Treffen mit Peter am Bienenhaus lag zehn

Tage zurück. An den vergangenen beiden Samstagen hatte sie die große Zinkwanne in der Waschküche mit so heißem Wasser gefüllt, dass ihr nach dem Baden schwindlig geworden war. Das heiße Baden hatte nicht geholfen, und so hatte sie es mit Peters Rezept versucht.

Heimlich hatte sie sich in den Keller geschlichen, Großvaters Rotwein mit Eierschalen ihrer Hühner vermischt und das schreckliche Gebräu hinuntergewürgt. Sechzehn Tage, sechzehn mal vierundzwanzig Stunden war sie überfällig. Nichts hatte sich getan – außer ihren Brüsten, die spannten und scheinbar täglich anschwellen.

Sie ging zum Waschkessel und fischte mit Hilfe des langen Holzlöffels ein weiteres Teil aus der kochenden Persilbrühe. Eine Unterhose ihrer Großmutter mit einer schlitzzartigen Öffnung zwischen den Beinteilen. Wie konnte sie einer Frau, die Unterwäsche nach Art des vorigen Jahrhunderts trug, von ihren Sorgen erzählen? Johanna tauchte die Schlitzhose in die Zinkwanne und rubbelte. Vor ihrem inneren Auge sah sie Großmutter Auguste: schlicht gekleidet wie zu Zeiten ihrer Jugend mit schwarzem, knöchellangem Rock und langärmeliger schwarzer Bluse, das graue Haar zum Dutt aufgesteckt.

Wie konnte sie der Großmutter, die selbst so viel Leid erlebt hatte, die zwei Weltkriege überlebt, einen Sohn im Krieg, den zweiten an ein fernes Land verloren hatte, die sie liebevoll aufgezogen hatte, die alles für die Familie tat, von der Futterkiste und deren Folgen beichten?

Johannas Hände, rot vom vielen Rubbeln, angelten das nächste Wäschestück aus dem Waschkessel. „Arbeit macht das Leben süß“, dröhnte Großmutters Redensart in ihr, während sie einen Schlüpfer ihrer Mutter mit Beinansatz schrubbte.

Was sollte sie tun? Von ihrem Magen stieg ein Unwohlsein nach oben, bahnte sich seinen Weg, ließ sich nicht länger unterdrücken. Das Wäschestück fallen lassend rannte sie aus der Waschküche, riss die Holztür des angrenzenden Aborts auf, hob den Holzdeckel und erbrach sich in das darunterliegende Loch.

Am Abend ging Johanna im Dämmerlicht erfüllten Schlafzimmer mit lautlosen Schritten umher. Es ließ sich nicht vertreiben. Es

reifte in ihrem Leib. Es würde das Licht der Welt erblicken. Ohne Geld, ohne Beruf – wie sollte sie allein ein Kind großziehen? Eine Entscheidung gegen die Ehe bedeutete Schande für sie und das Kind. Heiraten hieß sowohl Einheiraten in eine Familie als auch in ein Dorf.

Peter malte seinen Heimatort in den schönsten Farben. Sprach voller Stolz von dessen achthundertjähriger Geschichte. Hohental sei schon im Jahr 1152 in einer Königsurkunde von Friedrich I. Barbarossa erwähnt worden. Ein Dorf, in dem das tägliche Miteinander großgeschrieben werde, in dem sich die Nachbarn gegenseitig helfen. Besonders seinen Nachbarn Hans Fröbe lobte er in den höchsten Tönen. In dem acht Jahre älteren Hans sah er einen Freund und Mitstreiter bei der Technisierung der Landwirtschaft.

Von unten aus dem Zimmer neben der Küche drang Musik empor. *Ja, das alles auf Ehr, das kann ich und noch mehr, wenn man's kann ungefähr, ist's nicht schwer – ist's nicht schwer!* Ihr Bruder, spät von seiner Arbeit als Dachdecker heimgekommen, hatte in seiner Musiktruhe die Zigeunerbaron-Schallplatte aufgelegt.

Johanna setzte ihr lautloses Hin und Her über den hellgrünen Läufer fort. Sie versuchte Hohental mit Peters Augen zu sehen, als einen Ort, der alles bot, was man zum Leben brauchte. Sie stellte sich die Hohentaler Hauptstraße vor mit ihren Bauernhäusern, der Bäckerei, der Metzgerei, dem Lebensmittelladen, den beiden Gaststätten, der Schmiede und Peters Elternhaus. Jedes dieser Häuser hieß Peter freundlich willkommen, wenn er mit seinem Motorrad oder dem Traktor vorüberfuhr. Aus jedem geöffneten Fenster strömte ihm der Duft von Heimat entgegen. Peter war hier geboren und würde ein Leben lang Teil dieser Gemeinde sein. Was wollte sie? Wollte sie in dieses Dorf einheiraten? Wollte sie in dieses Haus einziehen? Wer würde sie dort sein? Im Geiste stellte sie sich Peters Elternhaus vor. Die abgetretenen Steinstufen, die zu dem langen Hausflur führten; die Küche – der Raum, in dem sich das Familienleben hauptsächlich abspielte –, mit dem Kohleherd, dem Spülstein, den beiden nebeneinander stehenden Schränken, dem Tisch mit der schlichten Holzbank und den vier Stühlen. Drei Frauen in einem Haushalt – konnte das gutgehen?

Die Tür öffnete sich und ihre Mutter trat ein. Antonia knipste den Lichtschalter an. „Was machst du hier im Dunkeln?“

Johanna presste die Lippen zusammen, sah, wie ihre Mutter zum Waschtisch ging und aus dem Porzellankrug Wasser in die Schüssel goss. Im Spiegel begegneten sich ihre Blicke.

„Was ist mit dir? Du hast doch etwas“, sagte Antonia.

Johanna gab dem Druck in ihrem Inneren nach, fasste sich ein Herz und beichtete ihr alles. Von Antonia, die sich auf ihre Bettkante gesetzt hatte, war kein Vorwurf zu hören. „Mama, was soll ich tun?“

„Was sagt Peter dazu?“

„Er sagt, wir könnten heiraten?“

„Und du, willst du ihn heiraten?“

„Ich weiß nicht“, sagte Johanna.

Antonia sah zu ihr hinüber und wartete ab.

„Wenn ich Peter heirate, dann heirate ich die ganze Familie mit. Peters Vater schaut mich immer so spöttisch an. Der nimmt mich nicht ernst. Wenn er hört, dass wir heiraten müssen, hält er mich erst recht für eine dumme Gans“, sagte Johanna.

„Und seine Mutter?“

„Peters Mutter versucht es allen recht zu machen. Zu mir ist sie immer freundlich. Aber Elise ...“ Beim Namen von Peters Schwester brach Johannas Rede ab.

„Was ist mit Elise?“

„Ostern haben wir doch den Ausflug an den Rhein gemacht. Hans Fröbe mit Frau und noch vier Paare aus Hohental. Elise war auch dabei. Wie eine Klette hat sie sich an Peter geheftet, hat sich zwischen uns gedrängt. Sie ist so voller Neid. Sie ist fünf Jahre älter als ich, würde gerne heiraten und Kinder bekommen. Aber ihr fehlt der Mann.“

Antonia nickte leicht mit dem Kopf. „Hast du mit Peter darüber gesprochen?“

Johanna schüttelte den Kopf und sagte leise: „Nein, sie ist doch Peters Schwester.“ Nach einem Moment des Schweigens fragte Johanna unvermittelt: „Du hast doch auch in eine Familie eingehiratet. Wie war das bei dir?“

„Das kannst du nicht vergleichen. Dein Vater und ich haben kurz nachdem sein Bruder Ferdinand nach Kanada ausgewandert war,

geheiratet. Deine Großmutter hat unter der Trennung sehr gelitten und war froh, dass jemand Neues in die Familie kam. Sie hat mich mit offenen Armen empfangen.“

„Aber du musstest dich anpassen. Den Ton hat Großmutter angegeben.“ Antonias „Ja“ verklang und wie ein Mantel breitete sich Stille aus. Johanna sah das Gesicht ihrer Mutter, die sorgenvoll gefurchte Stirn, die verständnisvollen Augen. Ihr war, als hätten sich die Wogen geglättet, als habe der Wind sich gelegt und würde eine Antwort für sie parat halten.

„Mama, was rätst du mir?“

Antonia erhob sich, ihr Blick schweifte hinauf zu dem Engel über Johannas Nachttisch: „Ich bin ohne Mutter aufgewachsen und du ohne Vater. Ein Kind braucht Mutter und Vater.“

Als Johanna vier Tage später den Weg Richtung Bienenhaus einschlug, wärmte die Sonne mit ihren letzten Strahlen den Galgenberg. Nachdem sich weder Peter noch seine Adler M 200 zeigten, breitete sie ihren Mantel in der frisch gemähten Wiese unterhalb des Bienenhauses aus und legte sich darauf mit dem Blick in den Abendhimmel. Instinktiv ruhten ihre Hände unterhalb des Bauchnabels. Sie registrierte nicht die vorbeiziehenden Wolkenformationen, urplötzlich in sanfte Röte getaucht, nicht das Summen der Bienenspätschicht; ihre Reise führte sie nach innen.

Wie groß war das Etwas in ihr? War es möglich, dass dieses winzige Klümpchen in ihrem Bauch schon einen Willen hatte? Ständig dieses Pochen: Ich will leben, ich will leben.

Erst das Knattern des Motorrades und Peters Stimme holten sie zurück. Mit einem Da-bist-du-ja-schon ließ sich Peter neben sie fallen. Sie lächelte ihn an. Er küsste sie. Mit der Hand strich er über ihre Schulter und ihren Arm. Als seine Hand ihre Finger erreichte, drückte sie diese fest. „Wie geht es dir?“, fragte er.

„Ich habe mit meiner Mutter gesprochen.“ Sie drehte sich auf die Seite, ihn anblickend.

„Und?“ Er behielt ihre Hand in seiner und schaute ihr in die Augen.

„Ich weiß nicht.“

„Aber ich.“ Er küsste sie erneut und dann sprudelten seine Pläne aus ihm hervor: „Wir erweitern. Wir bauen einen neuen Stall für das Jungvieh. Mein Vater hat die ganze Zeit abgewunken. Aber wenn ich ihm sage, wir heiraten, bekommen ein Kind, wir müssen uns vergrößern, wir brauchen mehr Einnahmen, wir müssen rentabel wirtschaften – dann wird er nicht mehr sagen, dass sie uns in der Landwirtschaftsschule lauter fixe Ideen in den Kopf gesetzt haben! Mein Vater hat keinen Mumm mehr. Früher war er anders. Heute ist ihm alles zu viel. Aber ein Kind in der Familie, ein Hofnachfolger ändert alles!“

Johanna, mitgerissen von seinem Überschwang, küsste ihn. Dann tauchte das Aber wieder auf. „Aber wo sollen wir wohnen? In eurem Haus ist kein einziges Zimmer frei. Du schläfst oben mit deinem Bruder Joachim in einem Zimmer. Deine Schwester Elise gegenüber. Deine Eltern zwischen Küche und Wohnzimmer. Willst du eine Kammer, in der das Getreide lagert, leeren?“

„Nein“, lachte er. „Wir ziehen in das beste Zimmer des Hauses.“ Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

„Wozu brauchen wir zwei Wohnzimmer? Das gute Wohnzimmer auf der linken Seite des Hausflurs, das wir höchstens einmal im Jahr nutzen, das wird unser Schlafzimmer.“

„Da steht doch das Klavier deiner Mutter. Ob deine Mutter da zustimmt?“

„Lass mich nur machen.“ Und nach kurzem Zögern: „Du musst nur ja sagen.“

Die Lösung lag in greifbarer Nähe. Sie musste nur springen.

Sie sprang.

Januar 1957

Johanna, in einen weiten Wintermantel gehüllt, der ihren hochschwangeren Leib nicht verbergen konnte, wartete auf der obersten Treppenstufe vor der Haustür, während Peter die Sitze des Allgaiertankers vom Schnee befreite. Erneut zog sich etwas in ihrem Innern so heftig zusammen, dass sie sich haltsuchend an die Hauswand presste.

„Wollt ihr wirklich fahren?“, fragte ihre Schwiegermutter Luise, die hinter ihr im Hausflur stand.

Als sich der Krampf löste, nickte Johanna. Obwohl die Flocken stärker fielen, bereits das Pflaster und die Hauptstraße bedeckten, wollte sie sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen lassen. Ihr Kind sollte in einem modernen Kreißsaal zur Welt kommen und nicht in einem alten Bauernhaus.

Nachdem Peter den Handkoffer auf dem Sitz über dem rechten Hinterrad befestigt hatte, half er ihr auf die gegenüberliegende Seite. Sie spürte, wie das harte Metall auf ihren Gesäßknochen drückte. Luise reichte ihr eine Wolldecke. Weitaus mehr als die kratzige Decke, die sie über ihren Schenkeln ausbreitete, wärmte Johanna Luisens fürsorglicher Blick. Seit August wohnten sie unter einem Dach, doch so zärtlich, mit solch einer Weichheit war ihr Luise noch nicht begegnet. Diesen Blick kannte sie von ihrer Mutter und ihrer Großmutter. Während Peter den Anlassknopf drehte und den Gang einlegte und aus Richtung des Fröbelschen Anwesens ein frostiger Wind pff, war es Johanna warm und leicht zumute.

Eine knappe Stunde später parkte Peter seinen Allgaier in der Nähe des Kuseler Stadtparks. Zum Abschied legte er seine Arme um sie und küsste sie mit kalten Lippen. Ein Schauer lief über ihre Haut. Jetzt bist du auf dich allein gestellt, dachte sie, packte den kleinen Koffer und schritt die Einfahrt zum Krankenhaus hinauf.

Sie war einundzwanzig Jahre alt und hatte noch nie die Schwelle des Krankenhauses betreten, noch nicht einmal als Besucherin. Das weiße Gebäude mit den unzähligen Fenstern wirkte weder erleuchtet noch festlich. Wie eine finstere, unheilverkündende Gestalt blickte es ihr entgegen. Johanna presste die freie Hand auf ihren Bauch, als die nächste Wehe kam.

Bei der Anmeldung sagte man ihr: „Frauenstation, dritter Stock“. Sie schleppte sich die Treppe hoch. Ihr Körper krampfte sich zusammen. Nach einer Minute hörte der Krampf auf. Sie passierte eine Glastür. In der Mitte des Ganges nahm sie eine Krankenschwester

in Empfang, führte sie in einen Saal, zeigte auf das dritte Bett auf der rechten Seite. Johanna legte ihre Straßenkleidung ab, zog ihr Nachthemd an und setzte sich auf die Bettkante.

Die gleiche Krankenschwester trat auf sie zu, führte sie den Flur entlang, durch die Glastür, öffnete eine weitere Glastür und übergab sie einer Hebamme. „Noch eine Geburt.“

„Am Wochenende ist immer viel los“, sagte die Hebamme über Johannas Kopf hinweg.

Auf einer grauen Liege durfte sie sich ausstrecken und hinübersehen auf graue Fliesen. Aus dem Nachbarraum drang ein Schrei zu ihr und ein Das-halte-ich-nicht-aus. „So wirst du niemals schreien“, ermahnte sich Johanna.

„Der Muttermund hat sich erst einen Zentimeter geöffnet. Das dauert noch“, sagte die Hebamme und riet ihr zu Bewegung.

Im Treppenhaus stieg sie von oben nach unten. Von unten nach oben. Überkam sie eine Wehe, hielt sie sich am Treppengeländer fest. Um sie nur weiße Wände, die sie anstarrten. „Du musst dich ablenken!“, sagte sie sich. Sie dachte an den Tag ihrer Hochzeit Anfang August. An das weiße Kleid, den weißen Tüllschleier gehalten von einem weißen Kranz im dunklen Haar. An die modischen weißen Schuhe mit der offenen Zehenpartie, die Luitpold zu der Frage veranlassten, ob das Geld nicht für ein Paar ganzer Schuhe gereicht habe.

Sie ballte die Fäuste und schleppte sich weiter treppauf, treppab bis sie jede Stufe vom ersten bis zum dritten Stock kannte. Wieso hatte sie sich gegen den Rat ihrer Schwiegermutter Luise entschieden? Wieso hatte sie sich nicht vorstellen können, von der alten Dorfhebamme entbunden zu werden? Dann wäre sie jetzt nicht mutterseelenallein. Ihre Schwiegermutter, ihre Mutter und die Hebamme würden gemeinsam im Wohnzimmer wartend Kaffee trinken, bei Bedarf nach ihr schauen und ihr beistehen.

Die nächste heiße Welle überrollte sie und zwang sie zur Erkenntnis: Sie war den neidvollen Blicken ihrer Schwägerin Elise ausgewichen.

Johanna hatte es in den Kreißsaal geschafft. Fremde Hände auf ihrem Körper. In ihrem Körper. Nein, sie würde nicht schreien. Sie biss die Zähne zusammen. Johanna stand am Rand eines Höllenschlunds. Tausend Arme streckten sich ihr entgegen. Tausend Hände griffen nach ihr, zogen sie hinab. Dann schloss sich der Schlund. Stille. Aber bald öffnete sich der Schlund erneut und die gierigen Hände rissen sie brutal an sich. Wieder und wieder überrollte sie der Schmerz. Es kam ihr vor, als gehe das seit Tagen so, dabei waren erst wenige Stunden vergangen. Aus weiter Ferne eine Stimme: „Das Kind steckt fest!“ Eine andere Stimme: „Saugglocke!“ Während der nächsten Wehen immer wieder der Ruf: „Pressen! Pressen!“ Ein letztes Ziehen und zwischen Johannas Beinen kam mit einem Knubbel am Kopf ihr Sonntagskind Mia zur Welt.

April 1958

Der Kartoffelkeller mit dem gestampften Lehm Boden, einen erdigen Geruch verströmend, lag kühl und dunkel unterhalb der Küche. Die ausgeglichene Kellerfeuchte war ideal für Kartoffeln, aber nicht für Johanna. Johanna, die auf einem Holzschemel saß und Kartoffeln auslas, sehnte sich nach Licht und Wärme, doch durch die Kellergaube drang nicht der leiseste Aprilsonnenscheinzipfel. Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen, dachte sie. Während sie die kleineren in den Korb für das Mittagessen warf und die dicken in den Metallkorb für die Schweinemast, kam sie sich vor wie Aschenputtel.

Mia, die ihr gegenüber versuchte, den Kartoffelberg zu erklimmen, sah in ihren Hosen und dem dicken Pullover auch nicht wie eine Prinzessin aus. Johanna wollte Peter gerne unterstützen, wollte ihren Beitrag für den Betrieb leisten. Jedoch im Hellen, nicht im Dunklen. Sie wollte den warmen Kuhstall riechen, so wie früher ihren Kopf an weiche Kuhböuche lehnen, die Zitzen umfassen und die Milch in den Melkeimer spritzen sehen, aber Peters Schwester Elise ließ sich das morgendliche und abendliche Melken nicht nehmen.

Beim Gedanken an Elise begannen Johannas Hände trotz der Kellerfeuchte zu schwitzen. Elise ließ gerne durchblicken, dass sie fünf

Jahre älter war und im Gegensatz zu Johanna, die nur die Volksschule absolviert hatte, das Gymnasium besucht hatte. Sie neigte dazu, sich über Johanna zu stellen. Spielte sich ihr gegenüber als Herrin des Hauses auf. Liebte es, ihr Weisungen zu erteilen.

Johanna registrierte, wie ihre Tochter auf allen Vieren von einer dicken Kartoffel zur nächsten rutschte. Das erinnerte sie an ihre eigene Lage. Sie schlitterte auch von einer Situation in die nächste.

Mias Schlitterpartie schien ganz nach ihrem Geschmack zu sein. Ohne sich von kullernden Kartoffeln aufhalten zu lassen, strebte sie weiter ihrem Ziel entgegen.

„Mia, hör auf!“, warnte Johanna mit erhobener Stimme. Uff, so ein Energiebündel von vierzehn Monaten war wirklich anstrengend. Während Johannas Hände weiterarbeiteten, ging ihr Blick nach innen.

Gerne hätte sie ihr Geheimnis nur mit Peter geteilt, aber in der Großfamilie war nicht verborgen geblieben, dass sie in der Frühe aus dem Schlafzimmer über den Flur, durch die Küche, die Treppe hinunter in den Hof gerannt war und die Tür des neben dem Misthaufen stehenden Aborts aufgerissen hatte. Jetzt, im vierten Monat, lag die morgendliche Übelkeit hinter ihr. Sie hatte nicht erwartet, so schnell wieder schwanger zu werden. Kaum hatte sie Mia abgestillt, war es schon passiert. Zwei Kinder, so nah beieinander. Vermutlich würde sie ihr zweites Kind während der Kartoffelernte zur Welt bringen – ein Kartoffelkind.

Mia startete einen erneuten Kartoffelbergbesteigungsversuch. Was würde Schwester Walburga zu Johannas Tochter sagen? Sie hörte die Stimme der Nonne, die ihnen während des Säuglingspflegekurses gepredigt hatte: „Nur eine pflichtbewusste, charakterfeste Frau mit gesundem Menschenverstand, die Sinn für Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit hat, wird ihr Kind richtig erziehen können.“

Penible Sauberkeit, gepaart mit Licht und Luft, waren Schwester Walburgas oberste Pflegegrundsätze. Wie sollte sie das schaffen? Ihre Erstgeborene, kopfüber auf dem Bauch liegend, nutzte den Kartoffelberg als Rutschbahn. „Ich habe doch gesagt, du sollst aufhören! Wie siehst du denn aus! So kannst du heute Nachmittag nicht nach Löwenau zur Oma gehen.“

Und noch etwas hatte Schwester Walburga gesagt: „Die Mutter muss immer danach trachten, die Führung zu behalten.“ Mit einem strengen Du-sollst-auf-die-Mama-hören zerrte sie Mia die Kellertreppe hoch in die Küche, wo sie Mia packte, über das Laufstallgitter hob und auf den Boden stellte. „Wenn ich zurückkomme, wirst du gewaschen!“

Dass alle Fröhlichkeit aus dem Gesicht des Mädchens gewichen war, bemerkte Johanna nicht, als sie mit dem schweren Kartoffelkorb erneut die Stufen emporkam. Sie schleppte den Korb durch die Küche, die Hintertreppe hinunter in den Hof, wo ihr Schwiegervater Luitpold den kleinen Dampfkessel, den sie zum Kochen der Futterkartoffeln nutzten, schon mit Holz geheizt hatte.

„Kommst du auch schon! Musstest du die Kartoffeln erst noch ausgraben?“ Sein Ton, ebenso sein Mundzug, wie so oft triefend vor Spott.

Johanna, die sich angewöhnt hatte, nicht auf den spöttischen Ausdruck zu reagieren, kehrte auf dem Absatz um, schnappte sich aus der Waschküche einen Zinkeimer, trug ihn in die Küche, wo Mia hinter dem Gitter stehend ihren rechten Daumen an den Gaumen presste. „Du sollst doch nicht am Daumen lutschen!“ Gott sei Dank, auf dem Kohleherd stand noch heißes Wasser. Johanna mischte kaltes und heißes Wasser, zog Mia die verschmierte Hose und den vor Schmutz starrenden Pullover aus, um sie in dem Eimer zu waschen. „Halt still, du bist selbst schuld!“

Nach dem Mittagessen stand Johanna in ihrem hellen Frühlingsmantel auf der Schwelle des Hauses, Mia locker an der Hand haltend. Gleichzeitig mit ihnen trat Mias Patenonkel Hans aus dem Nachbarhaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Mia, die es geschafft hatte, nach dem Waschgang sauber zu bleiben, strahlte ihren Patenonkel an, mit Milchzähnen so blitzendweiß wie ihre Strickstrumpfhose und das selbstgefertigte Strickkleidchen.

Hans, der auf dem Podest der beidseitig begehbaren Treppe hinter dem schmiedeeisernen Geländer stehenblieb, rückte seinen Lodenhut zurecht, ohne den er scheinbar nie das Haus verließ, und winkte den beiden freundlich zu. „Wo soll es denn hingehen?“